

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 4

Artikel: Im Schatten des Kinabalu : als Hauswirtschaftslehrerin auf Nordborneo
Autor: Ernst, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079193>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Schatten des Kinabalu

Als Hauswirtschaftslehrerin auf Nordborneo

Von Gertrud Ernst

Als ich mich vor nun bald sechs Jahren mit sieben Gepäckstücken – darunter zwei Nähmaschinen und ein Dampfwaschherd – in Genua einschiffte, da kannte ich das Land, in das zu reisen ich mich anschickte, nur vom Hörensagen. Und von der Aufgabe, die mich dort erwartete, konnte ich mir schon gar keine rechte Vorstellung machen: Ich hatte von der Basler Mission den Auftrag erhalten, in Sabah eine Haushaltungsschule für die eingeborenen Rungusmädchen aufzubauen.

Sabah liegt im Nordostzipfel der Insel Borneo und gehört zu Südostasien. Als Britisch Nordborneo war es die jüngste Kronkolonie des Commonwealth, bis es 1963 seine Unabhängigkeit erlangte und als freier Staat der Konföderation Malaysia beitrat.

Sabah ist flächenmäßig nicht ganz doppelt so groß wie die Schweiz. Im Westen erhebt sich als imposanter Viertausender der Kinabalu über das zum größten Teil hügelige Land, das fast überall von Urwald und Dschungel bedeckt und spärlich bevölkert ist. Etwa die Hälfte der Einwohner von Sabah sind Eingeborene, nämlich Malaien, Kadazan (zu ihnen gehören die Rungus) und Murut; ein Viertel der Bevölkerung sind Chinesen und ein weiteres Viertel Einwanderer verschiedener anderer Völker. Die Rungus, zu denen ich geschickt wurde, haben sich vor allem auf den beiden Halbinseln im Norden angesiedelt. Sie leben zur Hauptsache vom Reisbau und stehen, was ihre Kultur anbelangt, im Übergang von der Stufe der Jäger und Sammler zu den Ackerbauern.

Aufregende Ankunft

Ich hatte meine Reise zusammen mit einer Krankenschwester und einem Lehrerehepaar machen können. Daß wir in ein Land kamen, dessen politische Verhältnisse nichts von der Stabilität hatten, wie wir sie von zu Hause gewohnt waren, erfuhren wir gleich bei unserer Ankunft in Singapore, das damals noch zu Malaysia

gehörte; inzwischen hat es sich aus der Konföderation gelöst.

Wir wollten in Singapore an Land gehen und per Flugzeug weiterreisen. In der Stadt waren jedoch Unruhen ausgebrochen, und deshalb war ein Ausgehverbot verhängt worden, das uns zwang, eine zusätzliche Nacht auf dem Schiff zu verbringen.

Am nächsten Morgen wurde das Ausgehverbot von halb acht bis halb neun für genau eine Stunde aufgehoben, und wir mußten zusehen, daß wir in dieser Zeit in unser Hotel kamen. Das war leichter gesagt als getan. Erst ließen uns die Gepäckträger im Stich, dann das Reisebüro, das uns jemanden zum Geleit versprochen hatte. Niemand war da, Taxi ließ sich auch keines auftreiben, und die kostbare Zeit verstrich. Wir wären wohl kaum mehr vom Schiff gekommen, hätte uns nicht schließlich ein Beamter des Schweizer Konsulates mit seinem CD-Wagen, der auch während der Sperre verkehren durfte, ins Hotel geführt. Er besorgte uns auch die Flugbillette und gab uns den Rat, wir sollten am andern Morgen schon um sechs drei Taxi bestellen, damit wir um sieben Uhr sicher eines hätten, um auf den Flugplatz zu gelangen.

Es hieß, Indonesien stecke hinter

den Unruhen. Indonesien erhob damals Anspruch auf die beiden an seiner Grenze gelegenen Gebiete Sabah und Sarawak, und verschiedentlich fanden entlang der Grenzlinie Guerillakämpfe statt. Nach dem Regierungsumsturz in Indonesien von 1966 hörten die Kämpfe auf.

Die Unruhen in Malaysia waren damit freilich nicht beigelegt: Nicht nur meldeten schon bald einmal die Philippinen ihren Anspruch auf Sabah an, darüber hinaus führt in Malaysia selbst das Zusammenleben so vieler verschiedener Rassen, Konfessionen und Kulturen zu großen Spannungen. Die Regierung, die sich zur Zeit hauptsächlich aus Malaien, was zugleich bedeutet aus Mohammedanern, zusammensetzt, hat deshalb mit immer neuen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Ich muß allerdings gleich einräumen, daß ich in all den Jahren, die ich auf Sabah verbrachte, wenig von diesen Unruhen merkte. Sie wurden meist auf dem malaiischen Festland ausgetragen. Und weil die Verbindungswege schlecht und die Kommunikationsmittel spärlich sind, waren wir über das Geschehen auf der Halbinsel oft später informiert als die Zeitungsleser in der Schweiz.

Wohnraum einer Rungusfamilie mit der typischen, podestähnlichen Lagerstatt, auf der die ganze Familie schläft.



Im Schatten des Kinabalu

Arznei allein genügt nicht

Als ich in Sabah ankam, stand von der Schule noch nichts. Man war sich weder über ihren Charakter noch über ihren Standort einig, und so wurde beschlossen, ich sollte vorerst die verschiedenen Missionsstationen besuchen und dann später selber entscheiden, wohin die Schule am besten zu stehen komme und wie sie auszusehen habe.

Für mich war es wichtig, daß ich das Volk der Rungus, ihre Lebensweise, ihre Sitten, ihre Bräuche zuerst kennenlernen lernte. Denn eines war mir von Anfang an klar: Nach meinem aargauischen Lehrplan, nach dem ich zu Hause unterrichtet hatte, würde ich diese Schule nicht aufbauen können!

Die Gründung einer Haushaltungsschule war von einer Krankenschwester angeregt worden, die in Sikuati eine Poliklinik betreute. Welche Überlegungen hinter dieser Idee standen, wurde mir rasch klar, als ich für einige Zeit auf jener Station weilte.

Da kommt zum Beispiel eine Frau aus einem Eingeborenendorf mit einer hartnäckigen Darminfektion. Die Schwester gibt ihr Arznei, die Frau kehrt in ihr Dorf zurück, aber nach vier Wochen, vielleicht schon früher, kommt sie erneut mit einer Darminfektion. Woran liegt das? Die Frau trinkt Wasser aus dem Fluß. Das Wasser ist schlecht. Sie sollte es zuerst kochen, bevor sie es trinkt. Das aber und manches andere, das ihr zu einem gesünderen Leben verhelfen könnte, muß die Frau zuerst lernen. Und es müßte jemand da sein, der ihr zeigt und erklärt, was sie anders machen kann. Die Schwester selbst kann in dieser Hinsicht zu wenig tun, denn der Dienst an den Kranken nimmt sie ohnehin über ihre Kräfte in Anspruch. Der Kampf aber gegen die Krankheiten, besonders auch gegen die Tropenkrankheiten, die weit verbreitet sind, ist weitgehend illusorisch, wenn er nicht Hand in Hand geht mit einer Aufklärung über gesündere Lebensbedingungen. Damit, daß man die

richtige Medizin verabreicht, ist es nicht getan.

Erschüttert hat mich auch der Bericht einer Frau, die zur Entbindung in eine neueröffnete Poliklinik kam. «Nie, nie mehr will ich im Dorf gebären!» sagte sie und erzählte, wie es ihr bei einer früheren Geburt ergangen war. Es war offenbar eine sehr langwierige und schwierige Geburt gewesen, das Kindlein hatte und hatte nicht kommen wollen. Nach Ansicht der Eingeborenen mußte es deshalb aus der Mutter herausgedrückt werden. Das war die Aufgabe der kräftigeren Männer des Dorfes: Zu viert und zu fünf stießen sie mit Händen und Füßen an der Frau herum, bis sie zuletzt aus der Bauchdecke blutete.

Ich selber erfuhr übrigens schon bald auf recht schmerzhafte Art, daß im tropischen Klima Sabahs manches falsch ist, das in der Schweiz Gültigkeit hat. Auf einem Einkaufsbummel hatte ich geschlossene Schuhe getragen und mir dabei eine Blase zugezogen. Nach meiner altbewährten Schweizermethode «die Luft heilt schneller» unterließ ich es, sie zu verpflastern. Das mußte ich büßen. Der Fuß infizierte sich, und ich wurde mit einer Blutvergiftung ins Spital eingeliefert. Von da an wußte ich, wie wichtig es ist, daß man in den Tropen keine Wunde offen läßt, und sei sie noch so klein, und es wurde mir auch klar, weshalb die Eingeborenen häufig große, entstellende Narben haben: Sie sind zwar etwas immuner gegen Infektionen als wir Europäer; weil sie aber nichts von Wundbehandlung wissen, entstehen oftmals aus kleinen, harmlos aussehenden Wunden große Schwären, die schlecht vernarben.

Aller Anfang ist schwer...

Meine erste Aufgabe bestand darin, so rasch als möglich die Eingeborenen-Sprache zu erlernen. Das war gar nicht so einfach, denn das Rungus ist eine Sprache, in der es erst sehr wenig Geschriebenes und folglich auch kein eigentliches Lehrbuch gibt. Die wenigen schriftlichen Dokumente, die vom Rungus existieren, sind von unse-

ren Missionaren abgefaßt worden, die aber erst seit etwa anderthalb Jahrzehnten bei den Rungus leben.

Ich wohnte auf der Missionsstation in Kudat. Kudat ist eine Stadt am Meer. Sie besteht zur Hauptsache aus einer breiten Geschäftsstraße, in der sich auf beiden Seiten ein Chinesenladen an den andern reiht. In der Ferne kann man bei schönem Wetter die Silhouette des Kinabalu erkennen.

Hier übte ich tagtäglich die Lektio-nen, die einer der schon länger hier lebenden Mitarbeiter für Neuankömm-linge zusammengestellt hatte. Er hatte auch einen jungen Eingeborenen für mich aufgeboten, der mir Satz für Satz vorsagte. «I Majimil, i Angkap om ioku mamanau kumaa sid Garau» (Majimil, Angkap und ich gehen zu-sammen nach Garau). Satz für Satz sagte ich nach. Neben uns lief ein Tonband, und wenn wir mit unserer Lektion fertig waren, hörten wir sie uns ab Tonband nochmals an; so konnte ich meine Aussprache korri-gieren. Es war ein mühseliges Lernen, und manchmal wollten mir die Aus-drücke einfach nicht in den Kopf! Da waren die Autofahrstunden dazwi-schen geradezu eine Erholung, obwohl es mir da vor der Prüfung bangte.

Wesentlich schneller voran kam ich nach der Methode, die ich ein halbes Jahr später in Tinangol anwenden konnte; ich half dort einer Krankenschwester beim Einrichten einer Poli-klinik und führte anschließend mit ei-nem Eingeborenenmädchen zusammen den Haushalt. Mongulizo hatte sechs Jahre die Schule besucht und war ein aufgewecktes Ding. Von Anfang an verstand ich mich mit ihr, ohne daß es langer Reden bedurfte. Mit den wenigen Wörtern, die ich bereits kannte, und mit vielen Gesten erklärte ich ihr die Hausarbeiten. Mongulizo sagte mir in ihrer Sprache die Namen der einzelnen Gegenstände und die Aus-drücke für die verschiedenen Tätigkei-ten, und ich hatte stets Bleistift und Papier bei mir und notierte alles. Das brauchte viel Zeit, und oftmals standen wir schon um zehn Uhr in der Küche, damit um zwölf das Mittages-

sen fertig war. Jeden Tag wiederholte ich, was ich am Vortage gelernt hatte, und Mongulizo korrigierte mich, was ihr natürlich Spaß machte.

Im Langhaus

Mongulizo war es auch, die mich erstmals in einem Rungusdorf einführte. Ein solches Dorf besteht aus einem einzigen langen Haus. Auf der einen Seite des Ganges, der durch das ganze Haus führt, liegen nebeneinander die Wohnräume der einzelnen Familien. Auf der anderen Seite des Ganges befindet sich eine Art Veranda, welche die Funktion des Dorfplatzes erfüllt: Man sitzt und schwatzt hier zusammen an den Abenden, und wenn jemand Besuch erhält, versammelt sich hier das ganze Dorf um den Ankömmling.

Jede Familie besitzt einen einzigen Raum, in dem gekocht und gegessen, geschlafen und gelebt wird. Heiratet ein Mädchen, zieht der junge Mann zu seinen Schwiegereltern. Wenn dann das erste Kind kommt, so baut er einen weiteren Wohnraum an das Langhaus an, und die junge Familie zieht dort ein. Das Material dazu holt er sich aus dem Busch: Holzbalken, Bambuslatten, Rinde und Palmlätter. Im ganzen Langhaus war ursprünglich kein einziger Nagel zu finden: Alles wurde mit Lianen festgebunden. Das ändert sich nun freilich, mit anderer Lebensart hält auch der Nagel Einzug!

«Dürfen wir aufsteigen?» fragte Mongulizo, denn so heißt in ihrer Sprache die Grußformel, die man braucht, wenn man in ein Dorf kommt. Und aufsteigen muß man tatsächlich, über einen grob zugehauenen Balken, unseren Hühnerleitern ähnlich, nur viel größer. Das Langhaus steht – zum Schutz vor Ungeziefer und Schlangen – auf Pfählen. Zwischen den Bambuslatten des Bodens hindurch sieht man denn auch, wie sich Hühner und Schweine unter dem Haus tummeln. Sie sorgen für Abfallverwertung: alles, was zwischen den Latten hindurchfällt, wird von ihnen aufgefressen. Kehren muß die



Rungusfrauen lernen Breilein kochen für ihre kleinen Kinder.

Rungusfrau ihre Wohnung nicht.

Die Wohnräume gleichen sich alle. Neben der Tür ist die Kochgelegenheit: hier ist der Boden mit Brettern und einer Schicht lehmiger Erde bedeckt, darauf stehen drei Steine aus dem Bach, die den Reiskessel oder die Bratpfanne tragen, unter der das Holzfeuer prasselt. Der Tür gegenüber ist der Boden zu einer Art Podium erhöht: das ist das Bett der Familie. Abends werden hier Matten und Kissen ausgebreitet.

Auf wenigen Quadratmetern wohnen so oftmals sechs bis zehn Menschen im gleichen Raum. Im ganzen Langhaus leben etwa dreißig bis vierzig Familien nebeneinander. Ein Häuptling sorgt zusammen mit dem Rat der Älteren für Ruhe und Ordnung und schlichtet Zwistigkeiten. Man wohnt so nahe aufeinander, daß man gezwungen ist, mit seinen Nachbarn in Frieden zu leben – das Leben würde sonst zur Hölle. Ernsthaft Streitigkeiten sind daher eher selten. Wenn sich aber doch einmal eine Familie mit ihren Nachbarn verfeindet, so bleibt ihr nichts anderes übrig, als in ein anderes Dorf zu ziehen.

Nach meinem ersten Besuch in einem Langhaus war ich sehr deprimiert. Würde es mir überhaupt möglich sein, unter so primitiven Umständen eine Haushaltungsschule aufzubauen? Ich mußte so weit vorne an-

fangen, mit soviel Grundsätzlichem – hatte das überhaupt einen Sinn? Würde ich dabei nicht unweigerlich Bedürfnisse wecken, die doch nie erfüllt werden könnten?

Feldarbeit – ohne Werkzeug

Mit Mongulizo legte ich einen kleinen Gemüsegarten an, ich wollte dabei die einheimischen Früchte und Gemüse kennen lernen. Ich merkte, daß Mongulizo nicht wußte, wie man mit einer Hacke umging. Sie hatte noch nie eine in der Hand gehabt. «Wie bepflanzt ihr denn eure Reisfelder?» fragte ich sie.

Mongulizo erklärte mir die Reisbaummethode ihres Volkes. Jedes Jahr röden die Männer in der Trockenzeit ein Stück Busch. Bäume und Sträucher werden umgehauen, und wenn das Holz dürr ist, wird es abgebrannt. Dann geht die ganze Familie aufs Feld. Der Vater macht mit einem Stecken Löcher zwischen den verkohlten Baumstrümpfen, Mutter und Kinder füllen Maiskörner in die Löcher und decken sie mit dem Fuß zu. Nach dem ersten Regen sprießt der junge Mais – er wird früher reif sein als der Reis und daher die magere Zeit vor der Reisernte überbrücken helfen –, und nun wird der Reis in die feuchte Erde zwischen den Mais gepflanzt.

«Wir dürfen keine Hacke brauchen», sagte Mongulizo, «denn mit

Im Schatten des Kinabalu

Wer den Kaffee
meiden möchte,

NEUROCA

das köstlich kräftig schmeckende Familiengerränk aus wertvollen Getreidekörnern und Früchten bereitet

NEUROCA wird einfach in heissem Wasser oder Milch aufgelöst.

Kleine Dose für ca. 30 Tassen Fr. 1.30
Große Dose für ca. 75 Tassen Fr. 3.—
Die Tasse NEUROCA kostet nur
3-4 Rappen



Fabrik neuzeitlicher
Nahrungsmittel Gland VD

Weisflog —
überall und
jederzeit
willkommen!



... und so
trinkt man

Weisflog

als Punch: $\frac{1}{3}$ Weisflog, $\frac{2}{3}$ heißen Tee darübergießen, 1 Zitronenschnitz

Weisflog Holiday: $\frac{1}{3}$ Weisflog, $\frac{2}{3}$ Orangensaft, 1 Schuss Gin, Eis nach Belieben

mit Whisky: Weisflog mit 1 Schuss Whisky, Eis, Wasser

Ginflog: Weisflog sec mit 1 Schuss Gin

Weisflog-Apéritif: Sec mit etwas Zitronenschale

Weisflog-Bitter,
Altstetterplatz 5, 8046 Zürich

Weisflog

der Hacke würden wir die Erde verletzen. Das aber würde die Geister erzürnen, und sie würden dann Krankheit und Unheil über das Dorf schicken.»

«Ist das der Grund, weshalb ihr keine Kokosnüsse und keinen Gummi planzt?»

«Ja, denn für Kokosnüsse oder Gummi müßten wir ein großes Loch in die Erde hacken.»

«Aber die Chinesen hacken doch auch, und kein Geist tut ihnen etwas zuleide!»

«Die sind eben Chinesen, die dürfen das tun.»

Zu meiner Verwunderung hackte Mongulizo fest drauflos. «Darfst du denn hacken?» frage ich. «Ich hacke doch eben für dich, nicht für mich», lautet ihre logische Antwort.

Überfluß und Hunger

Die Rungus pflanzen ihren Reis auf den Hügeln. Man nennt ihn Trockenreis, im Gegensatz zum Wasserreis, der vor allem von den Chinesen in den fruchtbareren Ebenen angebaut wird. Die Rungus beachten beim Reisbau einen gewissen Fruchtwechsel: ist das Feld abgeerntet, läßt man es wieder zu Busch werden und rodet anderswo, später einmal wird man wieder auf das erste Feld zurückkommen. Der starken Bodenerosion wegen ist dieser Fruchtwechsel notwendig, und damit der Boden regenerieren kann, sollten von einer Rodung bis zur andern mindestens zehn Jahre verstreichen. Heute aber sind die Männer gezwungen, schon sechs- oder siebenjährigen Busch zu schlagen — weil es zu wenig Busch gibt. Die Bevölkerung wächst weiter, in einigen Jahren wird es in diesen Gebieten überhaupt keinen Busch mehr geben. Was dann?

Die Regierung hat bereits Anstrengungen unternommen, um andere Gebiete Sabahs, die fruchtbar und kaum bewohnt sind, dichter zu besiedeln. Aber werden sich die Rungus dazu bewegen lassen, auszuwandern? Heute wäre ihnen ein solcher Gedanke gänzlich fremd. Es ist das Land ihrer Väter, das sie bewohnen, warum soll-

ten sie umziehen? Sie kennen nur ihre nächste Umgebung, sie können sich ein Leben jenseits ihrer Distriktgrenze nicht vorstellen. Ich habe dann aus diesem Grund später an der Schule auch Geographieunterricht in den Lehrplan aufgenommen: damit die Mädchen erkannten, daß die Welt nicht aufhört hinter dem Busch.

Vorläufig sehen die Rungus die Probleme nicht, die über kurz oder lang entstehen werden. Sie planen nicht in die Zukunft, sie leben von der Hand in den Mund. Sie planen auch nicht innerhalb eines Jahres: Nach der Reisernte, wenn viel Reis da ist, wird viel gegessen; wenn vor der neuen Ernte der Reis ausgeht, wird eben gehungert.

Die chinesischen Händler machen sich diese Planlosigkeit zunutze. Nach der Ernte kommen sie in die Dörfer und kaufen den Rungus den Reis zu einem Spottpreis ab. Die Rungus geben ihn unbekümmert her, es ist ja so viel da, es wird schon reichen! Aber dann, nach fünf Monaten vielleicht, geht ihnen ihr Vorrat aus und sie müssen Reis kaufen gehen, natürlich zu einem weit höheren Preis als sie ihn verkauft haben. Oft aber haben sie mit dem Erlös ihrer Ernte ein Transistorradio gekauft. Man will doch fortschrittlich sein, und ein Radio verkündet die Fortschrittlichkeit der Familie im ganzen Haus und Busch. Wenn dann die Hungerszeit kommt, ist kein Geld mehr da, um Reis zu kaufen. Und das Radio tönt auch nicht mehr, denn die Batterien sind längst ausgebraucht.

So wenig die Rungus für die magere Zeit vorsorgen, so wenig schaffen sie für ihre alten Tage etwas auf die Seite. Alte Leute leben in den Familien ihrer Kinder, und überhaupt gilt in den Eingeborenendörfern das ungeschriebene Gesetz, daß, wer hat, dem gibt, der nicht hat. Niemand empfindet es als unwürdig, andern Leuten auf der Bude zu sitzen, und es ist deshalb für eine Familie in einem solchen Dorf unmöglich, es auf einen grünen Zweig zu bringen. Ich denke etwa an einen unserer Hilfslehrer. Er hatte

mehrere Jahre die Schule besucht, was für einen Eingeborenen bis vor kurzem eine große Seltenheit war, und erhielt dann eine Anstellung als Hilfslärer. Seit er jeden Monat sein festes Gehalt bekommt, hat er die ganze Sippe seiner Frau auf dem Hals: die Verwandten wohnen bei ihm, lassen sich ernähren, zehren sein Geld auf und sind gute Dinge. Niemand nimmt daran Anstoß.

Nähstubete

Ich lernte viel von Mongulizo, und es fiel mir schwer, mich von ihr zu trennen. Doch ich sollte noch die jüngste der Missionsstationen, diejenige in Pantai, kennen lernen, die man nur nach einer acht- bis zehnstündigen Meerfahrt um die Bengkokahalbinsel herum erreicht. Selbst Schwerkranken müssen auf dem Seeweg nach Kudat transportiert werden. Denn in Pantai gibt es keinen Arzt. Es gibt auch kein Telefon.

In Pantai wurden Helferkurse durchgeführt. In Sabah gibt es rund hundert protestantische Gemeinden und nur sechs Missionare. Um die Missionare zu entlasten, werden Eingeborene in einem einjährigen Kurs zu sogenannten Helfern ausgebildet. Sie besuchen landwirtschaftliche Kurse und werden in Hygiene, Krankenpflege, Erster Hilfe sowie in kirchlichen Belangen unterrichtet. Sie sollen, wenn sie in ihre Dörfer zurückkehren, ihren Nachbarn mit Rat und Tat zur Seite stehen können, und sie dürfen auch predigen und Beerdigungen durchführen. Während des Kursjahres wohnen die Helfer mitsamt ihren Familien auf der Missionsstation.

«Hören Sie», meinte eines Tages der Leiter der Station zu mir, «können Sie nicht die Frauen unserer Helfer ein bißchen unterrichten? Man sollte nicht nur an die Männer gelangen. Und die Sprache können Sie doch jetzt recht gut.»

Ich hatte zuerst bei der Betreuung der Kranken mitgeholfen. Nun war jedoch eine Krankenschwester eingetroffen, und meine Hilfe wurde nicht mehr so dringend benötigt. Ein Vortrag über Hygiene, den ich den Män-

nern hielt, war gewissermaßen mein Versuchsballon: Als ich sah, daß sie mich verstanden hatten, faßte ich Mut. Ich reiste für kurze Zeit nach Tinnangol zurück, setzte mich mit Mongulizo zusammen, erklärte ihr mit meinen mangelhaften Sprachkenntnissen, was ich den Frauen sagen wollte, sie übertrug mein Gestammel in eine gute Fassung ihrer Sprache, und ich schrieb vorzu auf, was sie sagte. So entstanden meine ersten Unterlagen für Ernährungslehre und Hygieneunterricht.

In einem kleinen Eingeborenen-schulhaus begannen wir. Ich hatte von Kudat zwei billige japanische Nähmaschinen mitgebracht. Strahlend setzten sich die Frauen an die Maschinen und übten sich im Treten und im Führen von geraden Nählinien. Sie hatten bis dahin alles von Hand genäht. In der Pause kamen die Männer und wollten auch probieren, und es gab ein großes Hallo und viel Gelächter.

Alle Frauen waren Analphabetinnen, und so fing ich an, sie lesen zu lehren. Sie lernten mit Eifer und wollten ihre Männer einholen, und tatsächlich konnten die ersten nach drei Monaten lesen. Nun war ihre Wißbegier erwacht, sie wollten noch mehr lernen, und ich erweiterte den Stundenplan um Fächer wie Säuglingspflege, Krankenpflege, ein wenig Kochen und Hauswirtschaft.

Die Säuglingspflege im Busch ist denkbar einfach: Die Mutter trägt das Kindlein in einem Tuch am Rücken. Wenn es das Tuch näßt, wird dieses einfach ein wenig verschoben. Natürlich führte ich bei den Frauen nicht unser Windelsystem ein, ich lehrte sie lediglich, diese Tücher jeden Tag einmal auszuwaschen. Dagegen zeigte ich ihnen, wie man Breie aus Tapioka, Süßkartoffeln und rotem Kürbis für die Kleinkinder zubereitet. Denn in der Regel stillten die Frauen ihre Kinder jeweils, bis das nächste Kindlein kam, und stellten dann das Kleinkind gleich auf Erwachsenenkost um, was viele Kinder nicht vertrugen; sie waren dann geschwächt und sehr an-

Ist eine Erkäl-

tung im Anzug? Ziehen Sie den Anzug aus und gurgeln Sie mit Trybol Kräuter-Mundwasser.

Pflegevorschule «Belmont» Montreux

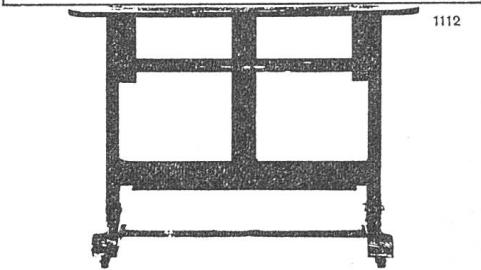
Das ideale Welschlandjahr für angehende Krankenschwestern. Französischunterricht in Gruppen, Allgemeinbildung, Hauswirtschaft, häusliche Krankenpflege, Säuglingspflege, Vorkurs für die Krankenpflegeschule, Sport und Wanderungen.

Kursbeginn: 13. April 1970

Nähere Auskunft erteilt die Leitung der Pflegevorschule «Belmont»
1820 Montreux, Tel. 021 61 44 31



1112



von Ihrem Orient-Spezialisten
Möbel-Pfister

SUHR b. Aarau, Zürich, Basel, Bern, St. Gallen, Biel, Lausanne, Genf, Delsberg, Neuenburg, Winterthur, Zug, Luzern, Bellinzona



Ueber einen grob zugehauenen Baumstamm steigt man ins Eingeborenendorf, das aus einem einzigen, langen Haus besteht.

fällig für Krankheiten. Auch Halbmilch lehrte ich sie kochen für mutterlose Säuglinge. Bis dahin hatte ein Neugeborenes, dessen Mutter bei der Geburt starb, praktisch keine Überlebenschancen – weil niemand wußte, wie das Kleine zu ernähren war!

«Ihr werdet viel zu dick!» pflegten die Männer ihre Frauen zu necken, wenn wir Kochunterricht hatten. Überhaupt zeigten die Rungus viel Sinn für Humor, sie sind liebenswürdig und lachen gern. Unser Schulhaus glich denn auch mehr einer Näh- und Teestube als einem Unterrichtszimmer, und meist tummelten sich auch die Kinder zwischen ihren Müttern. Manchmal wurde dann allerdings der Lärm so groß, daß ich heimlich seufzte und sehnstüchtig an einen Kindergarten dachte...

Wenn die Geister verärgert sind

Die Teestubenatmosphäre hatte freilich ihr Gutes: Die Frauen verloren ihre Scheu und begannen über manches zu plaudern, das mir Einblick gab in die Denkweise und die Bräuche der Rungus.

«Weißt du», erzählte einmal eine der Frauen, «früher, als wir noch nicht Christen waren, da ging es uns oft schlimm. Da wußten wir noch nicht, daß die Krankheiten von Schädlingen» – sie meinte Viren und Bakterien – «kamen, sondern glaubten, sie würden uns von den Geistern gesandt.» – «Ja, und wenn einer Kopfschmerzen hatte», ergänzte eine zweite, «so mußte er zur Priesterin gehen. Sie nahm Muschelstaub und Wasser, murmelte Sprüche und machte Zeichen an seinen Kopf.»

Tatsächlich war früher die wichtigste Frau im Eingeborenendorf die Priesterin. Wenn die erste «Behand-

lung» keine Heilung brachte, mußte geopfert werden. Mindestens drei Schweine und sieben bis dreizehn Hühner wurden geschlachtet, je nachdem, wieviele Geister den Menschen krank machten. Nur die Priesterin kannte die genaue Zahl. Nach dem Opfer durfte die Familie des Patienten sieben Tage lang nicht aus dem Haus und zwei Wochen lang kein Wasser überqueren. Solange konnte sie also nicht aufs Reisfeld gehen. Half das Opfer nichts, mußte ein zweites, größeres dargebracht werden. Oft kamen Familien solcher Opfer wegen in Schulden. Wenn alles Opfern nichts nützte, wurden die Leute von großer Panik erfaßt, sie flohen dann in den Busch oder in ein weit entferntes Dorf, in der Meinung, die Geister wüßten nun nicht, wo sie seien und könnten den Kranken nicht vollends «auffressen». Denn die Geister sind dem Menschen nicht nur feindlich, sie sind auch dumm.

Deshalb mußte man auch, um einen Toten aus dem Haus zu tragen, eine Nottreppe errichten, die später wieder abgebrochen wurde, damit der Geist des Toten den Weg zurück nicht fand. Überdies durfte die Familie des Toten einen halben Monat lang nichts reden, nicht einmal die Mutter mit den Kindern, denn sonst hätte der Geist des Toten die Stimmen erkannt und wäre vielleicht zurückgekommen. Das Totenreich dachten sich die Eingeborenen auf dem Gipfel des Kinabalu; bevor aber die Geister der Toten dort anlangten, irrten sie nach der Meinung der Rungus oft lange auf der Erde umher und versuchten unter Umständen, ähnlich wie manchmal die erzürnten Erd-, Wasser- oder sonstigen Geister, den Menschen zu schaden.

Ich habe später selber eine Priesterin kennen gelernt. Sie hat es verstanden, sich neben dem Christentum zu behaupten. Sie wendet sich nicht dagegen, daß die Leute auf der Missionsstation ihre Medizin holen, «aber», sagt sie ihnen, «nachher mußt ihr zu mir kommen. Nur ich kann die Medizin der Weißen wirksam machen!» Wenn sie selber heiser ist vom Singen der Opfergesänge, holt sie sich ein Mittel gegen Halsweh bei der Krankenschwester!

Auch die Frauen, die ich unterrichtete, waren keineswegs frei von abergläubischen Vorstellungen. So fragten sie mich zum Beispiel nach den blauen Flecken, die man etwa am Körper habe, und von denen sie gemeint hatten, sie entstünden durch Bisse von Geistern. Sie hatten jeweils, wenn sie eine solche blutunterlaufene Stelle an ihrem Körper entdeckten, einen Stein darauf hin und hergerieben, damit die Zähne des Geistes stumpf würden.

Gerade im Gespräch mit diesen Frauen wurde mir die Problematik meines Unterfangens bewußt. Ich mußte bei den alltäglichen Verrichtungen, wie zum Beispiel bei der Aufbereitung des Trinkwassers, beginnen. Und mit allem Neuen, das ich lehrte, galt es nicht nur einfach Unwissenheit zu bekämpfen, sondern ich mußte mich gegen ein Anders-Wissen stellen, das, wenn auch nicht verbrieft, so doch durch Jahrhunderte überliefert war und seine Wurzeln letztlich in der Religion des Volkes hatte. War das nicht Wahnwitz? – Oft genug wollte mich Mutlosigkeit überfallen. Aber dann dachte ich an die kleinen Waisen, die starben, weil niemand sie zu ernähren verstand, an die vielen Kranken, deren Krankheit ihre Ursache oft in der Mißachtung grundlegendster Vorsichtsmaßnahmen hatten, und ich sah, wie dankbar die Frauen dafür waren, daß sich jemand ihrer annahm. Wenn ich dies bedachte, gab es keinen Zweifel mehr: die Schule mußte entstehen, und zwar möglichst bald. Davon, wie sie allmählich Gestalt annahm, werde ich ein anderes Mal berichten.